

Beilage zu Nr. 151 des „Amts- und Anzeigeblattes“.

Eibenstock, den 21. Dezember 1901.

Buren-Weihnacht.

Von Edmund Handte.

(Nachdruck verboten.)

Weihnachtsfeier in Transvaal!

Nichts erinnert hier im Süden des afrikanischen Erdteils an unser deutsches Christfest, fehlen ihm doch vor Allem die äußeren Attribute desselben, Eis und Schnee, welche bei uns dazuheim um diese Zeit die Natur zu bedecken pflegen. Auch die äußere Freiheit ist eine so ganz andere, und doch ist der Anlass der gleiche. Denn auch hier gilt wie in der ganzen Christenheit die Friedensbotschaft: Euch ist heute der Heiland geboren.

„Friede auf Erden!“ Diese schöne Verheißung des Weihnachtsfestes hat sich jedoch dem Burenvolle noch nicht erfüllt.

Auch der kleine Reitertrupp, der sich langsam durch das bergige Terrain des nördlichen Transvaal bewegte, ließ in seinem Neuzieren darauf schließen, daß er keineswegs friedliche Zwecke verfolge. Es waren etwa dreißig Männer, sonnengebräunt, kräftige Gestalten, den verschiedensten Altersklassen angehörig. Sie schienen bereits einen langen Ritt hinter sich zu haben, denn müde liegen die Pferde die Köpfe hängen und auch bei einzelnen Reitern machten sich deutliche Zeichen der Erschöpfung bemerkbar.

Dem Führer der kleinen Schaar, Feldkornet Pieter Roloff, der den Seinen etwa zehn Schritte voraus war, schien dies jedoch völlig zu entgehen. Doch willig folgten ihm die Reiter, kannten sie doch die Ursache, welche ihren Führer ratlos vorwärts trieb, sie wußten die innere Unruhe, die ihn verzehrte, zu würdigen. Nur noch ein Ritt von wenigen Stunden trennte ihn von der heimathlichen Farm, die er vor mehr denn Jahresfrist verließ. Jetzt, da der wechselseitige Gang des Krieges ihn in diese Gegend geführt, wollte er die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den Christabend im Kreise der Seinen zu feiern. Im Kreise der Seinen! Er konnte wohl so sagen, denn gerade dieser Landstrich war von den Schrecken des Krieges noch verhältnismäßig wenig heimgesucht und Pieter Roloff konnte darauf rechnen, daheim Alles beim Alten zu finden.

Doch die glühenden Strahlen der Mittagssonne brannten unerbittlich auf die Reiter herab — „es geht nicht mehr!“ Dieser Gedanke war deutlich auf allen Gesichtern zu lesen. Ein graubartiger Bure, wohl der Älteste im Zuge, ritt an den in Gedanken versunkenen Führer heran.

„Läßt uns Rast machen, Herr, die Pferde brechen unter uns zusammen.“

Wie aus einem Traum erwachend, ließ der Feldkornet seinen Blick über die ermatteten Reiter schweifen.

„Ihr habt recht, Crasmus; meine Sehnsucht, die Meinen wiederzusehen, mutete Euch zu viel zu. Dort am Fuße jenes Hügels wollen wir Halt machen. Es ist ein guter Lagerplatz und wir finden auch Wasser und Futter für die Pferde.“

In wenigen Minuten war der Platz erreicht, den der Feldkornet bezeichnet hatte. Die Pferde wurden abgezähmt und begannen sofort das frische Gras abzuweiden, welches die Niederung des munter dahinschleichenden Baches bedeckte.

Die Reiter zogen aus den Satteltaschen hervor, was sie an Mundvorrichtung noch besaßen und begannen, brüderlich mit einander theilend, ihr langes Mahl einzunehmen. Diese Theilung des Wenigen, was sie besaßen, zeigte wie so sehr die wahre Kameradschaft, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Nächstenliebe, alle Burenreiter belebt und erfreut.

Obwohl kaum eine Überraschung zu befürchten war, hatte Feldkornet Pieter Roloff doch zu beiden Seiten der jäh ansteigenden Bodenerhöhung einen Sicherheitsposten aufgestellt. Erst nachdem er sich überzeugt, daß nichts für die Sicherheit seiner Truppe Erforderliche verabsäumt war, ließ auch er sich in das schwollende Gras sinken.

Doch nicht lange sollte sich das Burenhäuflein der wohlverdienten Ruhe zu erfreuen haben. Im Galopp sprangte nach kaum einer Stunde eine der Wachen heran und meldete, auf den Feldkornet zurück: „Rothrock!“

Dieses eine Wort genügte, um sofort Alles auf die Beine zu bringen.

„Es scheint ein Convoy zu sein,“ der vielleicht in einer Stunde heran sein kann, meldete der Posten weiter.

Mit ruhiger Miene gab Pieter Roloff einige kurze Befehle; in wenigen Minuten waren die Pferde eingefangen, der kleine Trupp marschbereit. Gebettet durch den Hügel ging es im Trab bis zur Stelle, wo die Straße, auf welcher der englische Transportzug sich näherte, die Hügelkette durchschneidet.

„Abgesessen!“ erklang leise das Kommando.

Das Adlerauge des Feldkornets musterte inzwischen die jungen Herancomenden.

„Ich schaue die Bedeutungsmannschaft auf etwa sechzig Mann, also doppelt so viel wie wir. Wollen wir es auf einen Kampf ankommen lassen?“

Das feurige Aufblitzen der Augen, das Festerlassen der Büchsen mußte dem fragenden wohl eine ausreichende Antwort sein.

„Wir lassen sie bis auf fünfzig Schritt herankommen, dann aber jeder seinen Mann.“

Wie aus Erz gegegossen standen die Buren neben ihren Pferden, die, als wußten sie, worum es sich handelt, an Unbeweglichkeit mit ihren Herren wetteiferten.

Mit dem Näherkommen der englischen Kolonnen ließ sich allmählich eine deutlichere Uebersicht über dieselben gewinnen. An die Reiterschaar, die Pieter Roloff richtig auf einige sechzig Mann geschaut hatte, schloß sich nach rückwärts eine lange Wagenreihe und ein umfangreicher Viehtransport an.

Beim Erkennen dieser Einzelheiten ging eine merkliche Veränderung in den Jägen der rauhen, lamsfierprobt Männer vor sich; Wuth und Racheurst malten sich auf den bisher so thatenfroh glänzenden Gesichtern. Sie hatten Burenwagen, Burendieb erkannt! Also Plünderer, Räuber waren die Herancomenden, die irgend eine Form überfallen und ausgeraubt hatten. Mit dieser Erkenntniß war das Todesurtheil über die englischen Soldaten gesetzt.

Als auf 100 Schritt hatte sich der Zug genähert — jetzt kam plötzlich Leben in die ruhig Dastehenden.

„Legt an — Feuer — Schnellfeuer!“ erklang kurz und scharf das Kommando.

Die Wirkung dieser so plötzlich einschlagenden Salve war eine ganz furchtbare. Als ob der Zug auf eine unsichtbare Wand gestoßen, so stießt alles. Über ein Dutzend Engländer fielen lautlos aus dem Sattel, zu Tode getroffene Rosse hämmerten sich senkrecht in die Höhe, schlugen mit den Hörneren in die Luft,

überstürzten sich und erdrückten durch ihr Gewicht die unglücklichen Reiter, andere Pferde sprangen über die gefallenen und stürzten selbst zu Boden. Und in diesen wirren Haufen prasselten unerbittlich die Geschosse der Buren, tödeten, verwundeten ohne Gnade und Barbärheit.

An Widerstand gegen den unsichtbaren Feind war nicht zu denken, was noch am Leben, wendete sich zu eiliger Flucht. Aber auch unter den Fliehenden räumten die Magazingewehre der jetzt hervorbrechenden Buren entsetzlich auf. Nur Wenigen gelang es zu entkommen.

Bei den ersten Schüssen hatte sich auf einem der vordersten Wagen ein greiser Bure mühsam emporgerichtet, ein Schimmer freudiger Hoffnung überflog sein forgend durchsuchtes Antlitz. Doch wie gebannt hasteten plötzlich seine Augen an dem Feldkornet, der auf der Verfolgung der fliehenden Tommies begriffen, mit seiner maderen Schaar heransprengte.

„Pieter!“

Wie vom Blitz getroffen hielt der Angerufene neben dem Wagen.

„Mein Vater, o mein Vater!“ Mit diesem Aufschrei war der junge Mann aus dem Sattel und auf den Kreis zugestürzt, der ihm die gefesselten Hände entgegenstreckte.

Es war ein erschütterndes Wiedersehen. Schluchzend lagen sich die beiden Männer an der Brust und auch in den Augen der rauen Krieger schwamm es verdächtig feucht.

„Also unser Heim haben diese Hallunken geplündert! Doch wie war dies möglich? Wie geht es der Mutter und Bertha?“

„Sie kamen verhältnismäßig glimpflich davon. Ich wurde, weil ich mein Eigentum mit der Waffe in der Hand vertheidigte, niedergeschlagen, gefesselt und mitgeschleppt!“

„Sie sollen es büßen!“ rief der Jüngere, während sein Auge drohend über die Verwundeten hindachte.

„Nicht also, Pieter! Bedenke: Dem siehe ich verkündige Euch große Freude; Euch ist heute der Heiland geboren! Läßt uns den heiligen Tag nicht durch unmüdes Blutvergießen entweihen!“

„Du hast recht, Vater. Doch mögen sie sich selber helfen. Es sind verschiedene Reichtumwunde darunter, mögen sie für die anderen sorgen, einen Wagen wollen wir ihnen überlassen. Und nun vorwärts nach Hause!“

Biel zu langsam für die siebernde Ungeduld des jungen Mannes bemerkte sich der schwerfällige Troß vorwärts. Am liebsten wäre er vorausgesprungen, aber die Rücksicht auf den verwundeten Vater veranlaßte ihn zum Ausharren.

Endlich näherte man sich der Festigung Pieter Roloffs, die wohl durch die rohe englische Soldateska erheblich gelitten, aber doch einen ganz behaglichen Aufenthalt bot.

Feierlicher Choralgesang tönte den Ankommenden entgegen. Von wohlgekultivierten Frauenstimmen erscholl es: „Vorb Gott ihr Christen alzgleich!“ Die frommen Burenfrauen hatten auch inmitten der schwersten Verbrünnnis des heiligen Tages nicht verzerrt.

Da hielt es Pieter nicht länger. Allen voran stürzte er ins Haus und hielt im nächsten Augenblick Mutter und Schwester umschlungen, die vor freudigem Schreck fast seines Wortes mächtig waren.

Bon zwei Buren gestützt, trat auch der greise Hausherr ins Zimmer.

Wunderbar hat der Allmächtige uns heute gesegnet, nur wenigen Familien unseres schwer heimgesuchten Landes dürfte eine derartige Weihnachtsfreude zutheil werden. Er wird auch alles zum Besten lenken. Möge die Zeit nicht mehr fern sein, wo sich das Wort der Verheißung erfüllt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Die Christblume.

Blumen-Sklize von Chr. Kärböll.

(Nachdruck verboten.)

Geschmiegzt in's Tannendunkel,
Ein holdes Wunder, das sich nie erkt,
Gehüllt im Schnee und im Christblumenglanz
Christblume, die der Geist der Liebe näht.“

Adolph Bum.

Bei andauernd mildem Winter treibt gegen Ende des Jahres zum Weihnachtsfeste die schwarze Nieswurz, auch Christblume oder Christwurz genannt, ihre Knospen durch die kalte Schneedecke, über der sich dann die wilden Rosen gleichenden, zartgeröteten Blüthen entfalten und deshalb auch Schnee- oder Weihnachtsrosen genannt werden:

Wie Sternenhimmel strahlt ihr Glanz
Tief im schwarzen Blätterstrand,
Und wer sie sieht und wer sie drückt,
Drückt froh die Hände sich und spricht:
Gottlob! Die Zeit gelommen ist,
Wo Erd' und Himmel Frieden fehlten!
Die Sonne scheint verklärt herab,
Der Tag nimmt zu, die Nacht nimmt ab.
Christstein blüht, der lichte Stern!
Gelobet sei das Fest des Herren.

Bereits im zweiten Jahrhundert nannte die heilige Hildegard unsre Blume Christwurz, und der alte Pflanzenfänger Brunfels (um 1530) schreibt in seinem Buche, indem er auf die Ungläubigkeit gewisser Leute hinweist, die nicht begreifen wollen, daß eine Pflanze auch zur Winterszeit blühen könne: „Christwurz hat seinen Namen darum, daß seine Blüthe, die ganz grün ist, auf Christnacht sich aufzuhut und bluet, welches ich auch selbst wargenommen und gesehen, mag für ein gespöttet haben, wer da will.“ Die Pflanze führt auch den Namen „Wendewurz“, weil sie zur Zeit der Wintermonnen blüht. In den österreichischen Alpen führt die Christrose den bezeichnenden Namen „Schneekalt“. Die bei uns wild wachsende ist viridis, die grüne, während andere, wie die weiße und die scholadenfarbene nur in Gärten als Zierpflanze vorkommen.

Man hat allerlei Vermuthungen ausgeprochen, um diese ungewöhnliche Blüthezeit zu erklären, und die Pflanze theils für ein Überbleibsel der Eiszeit, theils der dieser vorausgegangenen wärmeren Blütezeit halten wollen, allein das Wahre an der Sache ist, daß dieses Pflanzengeschlecht dem südlichen Europa angehört, wo ihm die Witterung häufiger erlaubt, im Winter und Frühling seine Blüthen zu entfalten.

Helleborus niger, dies ist der wissenschaftliche Name unserer schönen Winterblume, gehört zu den ältesten Heilkräutern; die Alten hielten sie für das Hauptmittel bei Gehirnkrankeiten und Wahninn „Hellebora opus habet“ (er hat Nieswurz nötig)

pslegten die Römer sprichwörtlich von Iemanden zu sagen, dem es an Verstand fehlt. Die getrocknete und pulverisierte Wurzel reizt, in die Nase gebracht, zu bestigem Niesen, weshalb diese Wurzel noch jetzt einen Haupt-Bestandtheil des so genannten Schneberger Schnupftabats bildet. In der neueren Medizin ist sie, vielleicht mit Unrecht, ganz ausser Gebrauch gekommen.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese Pflanze, die zu einer so heiligen Zeit blühte, selbst für heilig gehalten wurde. Man glaubte nicht nur, durch sie böse Geister bannen zu können, sondern auch in ihren Wurzeln ein heilkraftiges Mittel gegen die schreckliche Pest zu besiegen.

Die Christblume gehört zu denjenigen Pflanzen, welche nach dem Volksgläuben in der Christnacht für eine Stunde Leben und Blütkraft empfangen. Prätorius gibt uns in seinem 1663 in Leipzig erschienenen „Saturnalio, das ist eine Kompagnie Weihnachtsfragen und Rentenlügen“ eine Zusammenstellung von solchen um Weihnachten blühenden Pflanzen:

Welle Rose,
Esel,
Indianische Rettich,
Nieswurz,
Andriana,
Crotus,
heben oder Alauwurz,
Zige oder Zweige von Kirchen.

Dieser Glaube an blühende und jossende Bäume und Pflanzen ist noch heute über ganz Deutschland verbreitet. Wie alt er ist, diese Frage läßt sich nicht endgültig lösen; doch tritt dieser Volksgläubig, wie uns eine ganze Reihe geschichtlicher Zeugnisse beweisen, schon im 15. Jahrhundert auf, ist aber jedenfalls viel älter. Es sind uralte christliche Gedanken, die die Wiedergeburt der Welt in Frühlingsbildern feiern. „Der Anfang war es,“ ruft der bedeutendste unter den älteren Dichtern der lateinischen Kirche, Prudentius (geb. 348 in Spanien, gest. um 410), aus, „der gründende Welt. Alles Land, meine ich, war mit dichten Blumen bedeckt. In der Sprite rannen Narden und Nektar. Von Tüpfen und Honig strömten die Felsen.“ „Jeder Mund lobt Gott,“ heißt es in einem alten Hymnus, „weil die neue Wabe offenbart wird; von der Höhe fällt der Thau und auf Erden leuchtet die Blume, deren Duft uns heilt.“ Gemeint ist die Christblume, deren erste Blüthe Gesundheit und langes Leben verleiht soll.

In der Gartenkultur und namentlich in der modernen Blumenbedarf spielt der schwarze Nieswurz eine nicht unbedeutende Rolle; in England bringt man in Gärten gezogene Weihnachtsrosen, abgeschnitten oder in Töpfen gepflanzt, zum Weihnachtsfeste massenhaft auf den Markt und viele Dichter haben das weihnachtliche Blumen-Mysterium besungen. So feiert z. B. Eduard Moerle, welcher das Wunder nach langem vergeblichen Suchen einst auf einem schneebedeckten Grabe erblickte, es in sehr warm empfundenen Versen:

Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne.
Dir wäre tödlich andrer Blumen Wonne;
Dir nähert, den leichten Leib voll Reif und Duft,
Himmlicher Küsse dalsamfüllte Luft.

Bermischte Nachrichten.

— Eine Straußenfarm in Europa. In dem fashionablen Nizza würde man wohl alles eher zu finden erwarten, als lebendige Strauße, und das um so weniger, als dieses Städtchen nicht einmal einen Zoologischen Garten besitzt. Und doch ist in einer der Seitenstraßen Nizzas eine ganze Herde dieser Riesenvögel in einer Scheune untergebracht, wo sie der Lieferführung nach einer dauernden Heimat in nächster Nähe warten. Die Thiere stammen aus Amerika. Man hatte seit einiger Zeit Versuche von Straußenzüchtung in Kalifornien gemacht, dessen Klima so ähnlich dem von Südfrankreich entspricht. Die Versuche haben die günstigsten Resultate gezeigt. Der Gedanke lag nun sehr nahe, auch in anderen Ländern mit gleichen klimatischen Verhältnissen den kostbaren Vogel heimisch zu machen. Und da soll demnächst an der Riviera, auf einem Gut zwischen Nizza und Monte Carlo, eine Straußenfarm eingerichtet werden. Man hofft die bestimmte Erwartung, daß sie reüssiren wird. Die Betreiber reden nebenbei auf einen starken Besuch der Schenkwürdigkeit von Seiten der Touristen und zugleich auch auf einen guten Markt für Straußenfedern an Ort und Stelle selbst, wo im Winter und im Frühjahr die vornehme und prahlende Damenwelt zusammenströmt. Schon die diesjährige Saison wird die Eröffnung der ersten europäischen Straußenfarm erleben.

— Das Schlachtgewand des „Kriegsadlers“, des berühmten Häuptlings der Sioux-Indianer, bringt jetzt ein amerikanisches Museum. Der „Kriegsadler“ war in vergangenen Zeiten der Schrecken mancher Gegenden Amerikas, und sein Schlachtgewand ist darum eine für Amerikaner sehr bemerkenswerte aber zugleich auch Entzweit einlösende Schenkwürdigkeit. Denn dieses Gewand, welches ganz und gar aus Buddeln fertigt ist, bedeckt nahezu 400 menschliche Skalpe, welche Frauen und Männer hergeben mußten, die entweder im offenen Kampfe oder auch meuchlings dem blutdürstigen Indianerhäuptling zum Opfer fielen.

— Fatal. Sergeant: „He, Rekrut Stangelberger, ich werd's Ihnen zeigen, Sie Schmutzadler! Wie schaut das Gewehr aus? Wie a Koblenzhaufel, so schmierig! Sie melden sich morgen zum Rapport!“ — Stangelberger: „Bitte, Herr Sergeant, ich seh' da grad, daß i in der Geschwindigkeit — Ihr Gewehr erwickt hab'!“

Chemnitzer Marktpreise

am 18. Dezember 1901.

Weizen, fremde Sorten, 8 Mt.	9 Pf. bis	9 Mt.
------------------------------	-----------	-------